

Leseprobe

Ulrike Serowy

Wölfe vor der Stadt

[Ein Roman in Fetzen]

: I. Nebel :

: II. Zweige :

: III. Asche :

[Rückentext]

Eine halbverlassene Stadt, die nach und nach
im Nebel versinkt. Helena, eine junge Künstlerin,
führt darin ein zurückgezogenes Leben.

Da machen Gerüchte die Runde:

Die Wölfe sollen zurückgekehrt sein und um die Stadt streichen.

Helena selbst wird von bösen Ahnungen geplagt
und von Träumen heimgesucht,
die nicht ihre eigenen sind.

Sie lernt Johannes kennen, der so verloren scheint wie sie.

Aber Johannes trägt ein Geheimnis in sich, das sie beide
an den Rand des Daseins bringen wird.

I: Nebel

Der Nebel war in die Stadt gekommen. Erst war er aus dem Waldboden emporgestiegen, langsam und stetig, nach und nach; auf sich selber wartend, darauf, dass sich endlich genug wasserschwere Luft zusammenzog, hatte er zwischen den Bäumen gehangen, zwischen den großschuppigen Stämmen der Nadelgehölze und den silberfleckigen Birken – der Boden war sandig hier.

Als er sich endlich dicht genug gesammelt hatte, war der Nebel aus dem Wald gekrochen, der scharf an die Felder grenzte. Langsam hatte er sich über die festdurchfrorene Erde gewälzt. Es lag nur wenig Schnee, denn es hatte kaum geschneit in diesem Winter.

Nach den Feldern kamen die Gärten, die vor der Stadt lagen. Es waren alte Gärten, wenig bepflanzt und selten besucht. Darüber war der Nebel hinweg, da hindurchgekrochen, war an kahlen Dornensträuchern hängen geblieben und hatte sich in blattlosen Baumkronen verfangen. Schließlich hatte er den Rand der Stadt erreicht; war an ihre Stein- und Betonwände gestoßen und hatte sich einen Weg in die Straßen gesucht. Er war in Ritzen und Spalten und leere Kohlekeller eingedrungen, über Kopfsteinpflaster vorbei an stummen Hausfassaden gekrochen. Die meisten Fenster darin waren dunkel geblieben. Der Nebel scherte sich nicht um Städte oder die Menschen darin.

In dieser hier hatte sich das Leben im Innern des Ortes zusammengedrängt. Dorthin gelangte der Nebel noch nicht. Er stand dicht und kalt in den leeren Straßenzügen der äußeren Bezirke. Dies waren breite Straßen mit niedrigen Bürgersteigen, die einmal Platz geboten hatten für Bürgerstolz, zum Flanieren und Herzeigen. Nun aber waren so viele Jahre verstrichen; Kriege waren über die Welt gegangen und hatten sie verheert, Grenzen hatten sich verschoben, Länder waren zerfallen und neu erdacht worden, und die Menschen hatte es fortgezogen und verstreut. So waren die Viertel der Stadt dunkler geworden, eins ums andere, und wurden es noch.

An den Rändern der Stadt löste sich die Ordnung auf, die die Menschen ihr gegeben hatten. Die Häuser zerfielen, die Gärten verwilderten; und dieses Aufbrechen ließ Lücken entstehen, Risse in der Wirklichkeit, durch die das Draußen einen Einlass fand.

Nun war der Nebel in die Stadt gekommen. Und mit ihm noch etwas anderes.

Helena träumt I

Sie hatte in dieser Nacht geträumt; ein Albruck hatte auf ihr gelegen, als sie erwacht war. Sie hatte ihren Körper nicht bewegen, sich nicht aufrichten können, weil ein schweres Gewicht auf ihr lastete und sie hinunter aufs Bett drückte. Also blieb sie liegen, blinzelte nur hin und wieder und sah an die Decke. Der Traum, den sie geträumt hatte, war noch nicht ganz von ihr gewichen. Er hing noch wie ein trüber Dunst über ihrem Geist, war kalt und klamm und bedrückend, aber unscharf und schwer zu fassen. Dies alles nahm sie wahr, mit Interesse und einer gewissen Distanziertheit; Albträume hatte sie oft. Sie waren ihr vertraut, genauso wie die Angst, in die sie gestoßen wurde, jedes Mal, wenn ein solcher Traum sie überkam.

Bemerkenswert aber war nun, dass der *Geruch* fehlte. Für gewöhnlich waren die Träume nur Boten, Gefäße, Vehikel, geborgte Beine, auf denen der *Geruch* sich heranschlich, um ihr Grauen zu bereiten. Sie sog prüfend die Luft ein. Ein wenig Staub und alter Rauch; die dumpfe Luft nach einer durchschlafenen Nacht; die Blumen, die auf ihrer Fensterbank verblühten. Nein, wirklich, er war nicht da.

Nur diese Schwere war noch da und lag auf ihr wie ein Bleigewicht. Aber Helena hatte genug davon. Sie raffte sich zusammen und richtete sich auf, mit einem Ruck; da sprang es von ihr ab, ihre Brust wurde frei, jetzt konnte sie tief Luft holen, fühlte sich erleichtert. Zugleich war sie tief erschöpft, so als hätte sie während der Nacht nicht geschlafen, sondern wäre gelaufen, weit und schnell.

Sie blieb noch einen Moment im Bett sitzen, denn nun kam ihr klarer in den Sinn, was sie geträumt hatte. Es waren unvertraute Bilder gewesen, die sich mit Macht in ihren Schlaf gedrängt hatten.

Lauf nicht weg

Lauf nicht weg, sag ihnen nichts

Ein Duft war ihm in die Nase gestiegen, herrlich und vertraut, und sein Herz zog sich zusammen. Zarte rote Wangen und ein Kranz von Goldhaar, auf dem sich die Sonne brach

*Sie musste wieder alleine durch den Wald gehen,
und er würde auf sie achtgeben*

*Er lief auf dem weichen Waldboden, sie ging auf dem Weg, der zwischen den Orten ausgetreten worden war.
Sie durfte ihn nur nicht bemerken.*

Wenn sie es doch tat, was sollte er dann tun?

Helena schloss für einen Moment die Augen. Sie konzentrierte sich, dass ihr Falten auf die Stirn traten, und spürte noch einmal dem Traum nach. Es war nicht dieselbe Furcht gewesen wie sonst. Nicht ihre.

Dann atmete sie einmal heftig aus und schlug die Decke beiseite. Träume gehörten in die Nacht, und sie hatte zu tun an diesem Tag. Sie stand auf und ging ins Bad. In ihrem Haar hing ein Birkenblatt.

In der Bahn

Helena war in die Bahn gestiegen und hatte auf einem Sitz Platz genommen, dessen Polsterung so alt sein musste wie sie selber. Sie war müde und hätte gerne ihren Kopf gegen das Fenster gelehnt, aber das hatte schon jemand vor ihr getan, und der Abdruck einer Stirn oder Wange an der Scheibe ekelte sie. Also hielt sie sich aufrecht und ließ die Augen schweifen. Es war früher Abend, dämmerig und trüb. Graublaues Licht hing zwischen den Häusern. Außerdem war da der Nebel. Seit einiger Zeit – wie lange schon, konnte sie gar nicht sagen – zog er in dichten Schwaden durch die Straßen der Stadt. An manchen Tagen sammelten sie sich hier und da so dicht, dass man die Hand nicht mehr vor Augen sehen konnte und aufpassen musste, nicht vom Weg abzukommen, selbst dort, wo man sich gut auskannte.

Die Bahn klapperte auf ihren Schienen daher. Kopfsteinpflaster. Diese Stadt war nicht dafür gebaut worden, dass auf ihren Straßen einmal Bahnen fahren sollten. Aber vieles war gekommen, wie es gekommen war.

Es war nicht voll im Inneren des Abteils, aber auch nicht leer wie sonst, denn es war die Zeit, in der die meisten Leute ihre tägliche Arbeit hinter sich gebracht hatten und nach Hause zurückfuhren. Die Gesichter dieser Menschen ließen sich leicht studieren, denn die meisten von ihnen waren müde von einem zehrenden Tag und legten keinen Wert auf Blickkontakt, zogen sich in sich selbst zurück oder ließen sich von ihren Mobiltelefonen oder Büchern zerstreuen.

Helena selbst war eben erst auf dem Weg zu ihrer Arbeit. Noch vier oder fünf Stationen, dann würde die Bahn gleich gegenüber dem Machandel halten, und sie wäre am Ziel.

[...] Vor ihr lagen sechs Stunden Thekendienst. Im Machandel wurde nicht am Tisch bedient. Wer etwas wollte, musste kommen und es sich holen. Es war eine Arbeit, die ihr leicht von der Hand ging, auch wenn sie ständig von Menschen umgeben war. Und um Mitternacht würde die Spätschicht kommen, um sie abzulösen.

Heute würde es eine ruhige Nacht werden. Mitten in der Woche kamen selten mehr als eine Handvoll Gäste, wenn nicht etwas Außergewöhnliches in der Stadt vor sich ging. Nun war heute ein ganz gewöhnlicher Tag gewesen, soweit sie das wissen konnte, denn sie hatte bislang nicht viel davon gesehen, in ihrer Werkstatt. Einzig der Nebel war seltsam, aber nicht mehr ungewöhnlich, zumindest nicht in diesem Winter, in dem es ja kaum Schnee gegeben hatte, nur Kälte und Frost, und seit ein paar Wochen eben diesen Nebel, der das Tageslicht kaum bis auf das Straßenpflaster durchließ. Nun spielte das heute keine Rolle mehr, denn es war jetzt ganz dunkel geworden. Am Straßenrand flackerten die Laternen auf und warfen ihre Lichtkreise in den Nebel.

Das gleichmäßige Rattern der Straßenbahn machte Helena schläfrig, und sie musste wieder an den Traum denken, der sie heimgesucht hatte.

Was waren das für seltsame Bilder gewesen? Verschwommen und verblasst, aber doch voll Pein und ungetilgter Schuld.

Lauf nicht weg

Lauf nicht weg, sag ihnen nichts

Die Bahn hielt an einer Station und holte sie mit einem Ruck in die Gegenwart zurück. Sie strich sich über die Stirn und sah sich wieder im Abteil um, den Rest der Fahrzeit abschätzend. Noch eine Station, dann würde sie am Ziel sein.

Ihr gegenüber saß eine Frau mittleren Alters, die gewissenhaft in ihrer Zeitung las. Jedes ausgelesene Blatt faltete sie sorgfältig und legte es neben sich auf den Sitz. Eben war sie mit dem Lokalteil fertig geworden und legte das sauber geknickte Zeitungsblatt auf den

Nachbarsitz. Zugleich blieb die Bahn erneut stehen, und Helena musste aussteigen. Im Aufstehen konnte sie die Titelzeile erkennen: *Wölfe vor der Stadt*.

Im Machandel I

Die Sprossenfensterfront der Bar war noch unbeleuchtet, denn Helena war heute die erste, die das Machandel betrat.

Sie schloss die Haustür links neben den Fenstern auf und betrat den Hausflur. Dort passierte sie eine Reihe von Briefkästen mit vielfach überklebten Namensschildern und gelangte zum Hintereingang.

Noch lag die Bar still und staubig da. Staubig war es hier immer, egal wie viel man hin und her wischte und fegte. Helena hatte nun eine Stunde, um alles bereit zu machen. Sie kontrollierte die Kasse, die Kühlschränke, die Flaschen in den Regalen und füllte auf, was fehlte. Dafür musste sie mehrere Male zurück in den Flur, dann hinunter in den Keller, wo die Vorräte lagerten. Schließlich ging sie einmal durch das ganze Machandel und zündete auf jedem Tisch eine Kerze an. Inzwischen war sie darin so routiniert, dass immer noch etwas Zeit blieb, mindestens für eine Zigarette. Sie steckte sie an und sah sich noch einmal in der Bar um. Nun arbeitete sie schon eine ganze Weile hier und war der Ansicht geblieben, dass dies die beste aller schlechten Alternativen war. Sie mochte das düstere, staubschmierige Innere, die von Alter und nachlässiger Behandlung mitgenommene Theke, deren Holzfront aus alten Türblättern gezimmert war. Die Wände und die hohe Decke waren in Kobaltblau gestrichen. An die Decke hatte jemand filigrane, vielfach verzweigte Silbersterne gezeichnet, die man mit bloßem Auge nur schwer erkennen konnte und die erst dann deutlich hervortraten, wenn man schon eine Weile emporgeblickt hatte. Tische und Stühle waren bunt zusammengeklaut; hier stand ein kleiner Stoffessel, da ein zerschrammter Kaffeehausstuhl. Auf den Fensterbrettern verbreiteten Petroleumlampen mit anmutig geschwungenen Glasschirmen warmes Feuerlicht. Den zarten Holzsprossenfassungen der Fenster hatten Bombenhagel und Achtlosigkeit nichts anhaben können, aber die Glasscheiben zwischen den Fensterkreuzen waren zu zwei Dritteln mit schwarzem Schrankpapier beklebt worden, so dass man kaum hinein- noch hinaussehen konnte – und wer doch hineinschaute, erkannte meist nicht mehr als ein blaugoldenes Flimmern.

Auf jedem Tisch brannte nun eine Kerze, versenkt in einem Halter aus Stanzblech, so dass das Kerzenlicht flackernde Scherenschnitte durch den Raum tanzen ließ. An den Wänden hingen Bilder und immer wieder lange, schmale Spiegel; an der einen Stirnseite des Raumes hing ein großer Druck von Carlo Schwabes *Die Welle*. Helena betrachtete das Bild sehr gern. Manchmal sah es so aus, als würden die hochaufgeschossenen, hohlwangigen Gestalten tatsächlich mit dem Wasser, aus dem sie emporstiegen, aus dem Bild heraustreten und die dünnen Finger nach den Menschen unter ihnen ausstrecken.

Manchmal, wenn ihre Schicht vorbei war, ließ Helena sich selbst gern dort nieder, auf einem Polsterhocker unterhalb des Bildes, und beobachtete schweigend, was im Machandel vor sich ging, oder versenkte sich in ihr Skizzenbuch.

Nun war sie fertig mit allem, auch mit der Zigarette, und noch eine Weile für sich. Sie genoss das grobkörnige, sanfte Licht, den unscharfen Übergang zwischen Hell und Dunkel. Es ließ die Ecken und Winkel im Schatten, es musste nicht alles wissen.

Die Anlage schaltete sie nun noch ein – auch die war mit einer staubigen Patina überzogen – und ließ langsame, laute, schwere Musik den Raum ausfüllen, sich mit dem Rauch vermischen, in alle Ecken kriechen. Verhalten dröhnende Klangflächen schoben sich aus den Boxen und umhüllten Helena sacht und massiv zugleich.

Das war, als versuchten Ruinen und Trümmer mit menschlichen Stimmen zu flüstern und zu stöhnen, vielleicht

Leseprobe

sogar zu sprechen, wenn man sie verstünde; dann erzählten sie von einem sanftgrauen Sternendunkel, von sachtem Licht erhellt, das nirgendher kommt und wieder ins Nichts fällt, zart durchtönt vom tiefen Knarren gewaltiger Sphären, die langsam und erhaben ihre Bahnen ziehen. Als sprächen Berge zueinander, mit ewigen Stimmen, und darüber wie ein Silberhauch, wie feine Dunstschleier schweben zarte, zerstobene Bande, es sind feine Melodien, nicht nur darüber, auch um sie her; sie kann – langsamlangsam – danach fassen, mit traumschwerer Hand berührt sie das feine Klanggespinnst, das kühl an ihren Fingern haften bleibt und weiter klingt, nun auch in ihren Händen und in ihr, bevor es vergeht. Sie fühlt noch ein leises Sausen; sie hat ein neues Bild in sich. So ist es manchmal, wenn sie diese Musik hört. Heute ist es so nicht.

Jetzt aber war es Zeit, die Vordertür aufzuschließen und einzulassen, wer da eintreten würde.

Nun hat das Machandel geöffnet, und es sind schon ein paar Gestalten hereingekommen, genug um Helena beschäftigt zu halten, was ihr gut passt, denn eben war ihr, als wollte ihr der Geruch in die Nase fahren, nur ganz leicht zwar, aber es hatte sie doch geschüttelt und gefroren vor Schreck. Vielleicht hatte sie sich auch nur getäuscht? Bestimmt. Spülen, bedienen, Deckel eintreiben und mit Gästen kurze Worte wechseln hält sie davon ab, sich auf den fauligen Hauch in ihrer Nase zu konzentrieren; falls es ihn überhaupt gegeben hat. Vielleicht bleibt sie ja auch verschont, heute, oder für länger.

Als Helena den Blick vom Spülbecken hob, sah sie Magdalena zur Vordertür hereinkommen. In einer Stunde mussten sie Schichtübergabe machen, und Magdalena übernahm gerne die Nachtschichten. Sie war klein und zierlich, mit dichtem rotgoldenen Haar und feinen Gesichtszügen. Helena fiel eine Last von den Schultern, die sie bis eben nicht hatte bemerken wollen. Der erste Name, der ihr in den Sinn gekommen war, eben, als sie den Geruch bemerkt hatte, war der von Magdalena gewesen. Aber die stand jetzt vor ihr, wand sich aus ihrem dicken Schal und verzog dabei ihr Puppengesicht. Helena sah sie an und lächelte.

„Da bist du ja schon.“

Magdalena schaute zurück, ein wenig spöttisch.

„Stimmt. Eigentlich bin ich sogar noch viel zu früh, um dich abzulösen. Aber ich wollte schon mal herkommen, bei mir zu Hause ist es kalt, die Heizung geht irgendwie nicht.“

„Ist ok. Schön, dass du da bist. Willst du was trinken?“

Magdalena wollte einen Gin Tonic. Sie ließ sich auf einen Barhocker gleiten, und warf einen schelmischen Blick zu Seite, wo sie wohl jemanden entdeckt hatte, den sie spannend fand. Sie sprang wieder auf und war in den Abend eingetaucht wie ein kleiner, seidiger Fisch.

Schließlich war es Zeit für den Schichtwechsel, und Magdalena schlüpfte zu Helena hinter die Theke, wo sie mit der Übergabe begannen.

„Hast du davon gehört?“, fragte Magdalena.

„Was, wovon?“

Helena war in Gedanken gewesen, noch nicht ganz bereit, sich vom Machandel zu verabschieden. Sie wandte sich zu Magdalena um. Die hatte eben die Kasse gezählt, die Getränke, die Gläser, die Gäste, eben alles Zählbare, und Helenas Trinkgeld in ein paar kleine Scheine gewechselt. Jetzt lehnte sie an der Theke und hielt ihr das Geldbündel hin.

„Wovon habe ich gehört?“

„Davon, dass es rings um die Stadt wieder Wölfe geben soll. Unheimlich, oder?“

„Ja, ich hab davon gehört. Aber ich habe noch keinen gesehen. Und bis dahin mache ich mir keine Gedanken darum. Außerdem brauchen Menschen keine Angst vor Wölfen zu haben. Eher andersrum.“

„Bist du sicher? Es ist schon sehr unheimlich, wenn man sich das vorstellt. Stell dir vor, sie kommen in die Stadt rein.“

„Kann sein. Aber selbst wenn sie in die Stadt kämen, was würden sie hier wollen? Es gibt hier doch viel zu viele Menschen, und soweit ich weiß sind Wölfe sehr scheu. Und wenn sie anfangen Menschen anzufallen, würde man sie eben abknallen.“

Magdalena schwieg, betrachtete ihre Fingernägel und sah dann an Helena vorbei nach draußen. Helena holte ihre Tasche unter der Bar hervor.

„Gut, ich fahr dann mal.“

„Ja. Komm gut heim, Helena. Es ist so neblig draußen.“

Verwandlung I : 1621 :

Wenn er wach war, versuchte er die Bilder nicht zu beachten, aber er konnte sie nicht immer beiseite schieben. Wenn er nicht aufmerksam war, wenn er müde war oder bloß vor sich hin dachte, dann durchfuhr es ihn manchmal, dann sprang er schnell auf und schüttelte sich oder stieß einen Laut aus und rannte kurz ein paar Schritte. Oft gelang es ihm dann, die Bilder, die Erinnerungen wegzuschieben und das *Ding* in Schach zu halten, das ihn überwältigen wollte. Im Schlaf aber war es etwas anderes. Dann war er in sich selbst gelöst und konnte nicht achtgeben auf das, was zu ihm kam. Oder aus ihm. Dann konnte es ihn so leicht übermannen. Manchmal wünschte er sich, er wäre schlaflos.

Jetzt aber schläft Johannes.

Langsam hebt und senkt sich seine Brust, ab und zu entweicht ein leises Pfeifen oder ein Raspelgeräusch seiner Kehle, wenn er gepresst Atem holt.

Nun flattern seine Lider, und sein Gesicht wechselt den Ausdruck, wird unruhig, angespannt. Johannes träumt.

In dieser einen Nacht war er alleine über die Felder gegangen, das durfte man doch nicht, aber er wollte zu *ihr*, sich heimlich zu ihr stehlen, nach ----, und da musste er es auf sich nehmen, auch wenn ihm der Weg nun weiter vorkam als bei Tag. Es war eine helle Nacht gewesen, hatte nicht ein Vollmond am Himmel gehangen? Die Felder standen voll reifem Korn, es war Spätsommer gewesen damals, die Nacht war warm und schwül. Still war es, kein Hauch ging, kein Tier raschelte, und kein Halm regte sich. Er konnte die mondbeschiedenen Felder überblicken und alles um sich her sehen, das Land, wie es schweigend dalag. Aber er fühlte sich seltsam, als ob ein Unheil auf ihn wartete. Da war kein Laut, nur seine eigenen Schritte, wie sie das Gras auf dem schmalen Feldweg zerdrückten, der Stoff seiner Hosen, der beim Gehen rieb, und ein Rauschen in seinen Ohren, sein eigenes Atmen.

Ihm kam in den Sinn, woran er nicht hatte denken wollen.

Geschichten, die umgingen und die man sich erzählte, wenn man abends zusammensaß, in der Spinnstube, Scherze machte, sich betrank und die Mädchen mit Schauermärchen erschrecken wollte, während man der, die man mochte, den Wollstrang zum Abwickeln hielt oder bloß so tat, als machte man sich nützlich, obwohl man doch nur beim Weibsvolk herumlungern wollte. Dann war es schaurige Kurzweil, sich davon zu erzählen, was Leuten geschah, die zur Nachtzeit draußen unterwegs waren, anstatt daheim im Federbett oder auf dem Strohsack zu liegen. Jetzt aber war es kein Vergnügen, an so etwas zu denken. Ein Frösteln lief seinen Rücken hinunter, trotz der drückenden Schwüle. Ach was, was sollte ihm geschehen. Er hatte doch das Medaillon mit dem Bild des Heiligen St. Christophorus um seinen Hals, der würde ihn behüten. Er griff rasch danach; ja, es war noch da, unter seinem Hemd. Im Gehen begann er eine leise Melodie zu summen, um seinen Kopf und seine Ohren mit einem anderen Geräusch zu füllen als dem seiner Schritte und der leeren Nacht, die – er wusste nicht, wie er es nennen sollte. Wartete. Lauerte. Er schritt schneller aus.

Da gelangte er an eine Wegkreuzung. Warum nur blieb er da stehen?

Er hält inne und schaut sich um. Hat er nicht gerade etwas gehört? Eben noch war es still, aber nun hört er heftiges Grillenzirpen, laut und aufgeregt.

Er steht und lauscht, und es läuft kalt über seinen Rücken, seine Haare stellen sich auf, als ihm die Angst über die Unterarme kriecht.

Johannes atmet tief durch und greift wieder nach dem Anhänger, um die Angst zu vertreiben.

Er macht einen Schritt, denn er will weitergehen. Da springt ihn etwas an.

Mit einem harten Schlag wirft sich etwas auf seinen Rücken, und ein beißender Schmerz von etwas, das sich in seine Schulter krallt, schießt durch seinen Leib.

Ein schwerer Körper hängt an ihm, er strauchelt unter dem Gewicht, kann sich kaum halten, wird nach hinten gezogen, dann nach vorne gestoßen, er schreit auf und greift nach hinten, um das *Ding* zu packen, das ihn angefallen hat. Das *Ding* ist groß und heiß, so groß wie er selbst, es ist haarig, pelzig, aber er kann nicht hinter sich sehen, was mag es nur sein, das da auf ihm hockt, das grunzt und geifert, dessen harte Pranken sich in seine Schultern und seine Brust graben? Er versucht sich zu wehren, es abzuschütteln, aber das *Ding* sitzt auf ihm, er spürt feuchtheißen Atem in seinem Nacken.

Johannes bäumt sich wild auf, will es abschütteln, und das *Ding* ist überrascht, es dachte wohl, er würde sich leicht ergeben. Er greift wieder nach hinten, bekommt etwas zu fassen, das sich glatt anfühlt, seine Finger finden einen Weg darunter, dann zerrt er, zieht mit aller Kraft daran, während sich das *Ding* krümmt und faucht und ihn zu Boden reißen will. Noch ein Ruck, da! Er glaubt, das *Ding* klammert sich nun weniger fest, er strengt sich ein letztes Mal an, er legt alle Kraft in den letzten Ruck, buckelt wild.

Da ist es, als ob sich etwas löst.

Das *Ding* lockert den Griff, rutscht langsam von seinem Rücken und fällt von ihm herab.

Mit einem eklen Geräusch, einem feuchten Platzen und einem trockenen Knacken zugleich trifft es auf dem Boden auf, hinter ihm.

Johannes hält etwas in der Hand, etwas Flaches, Breites, Langes, das sich ledrig anfühlt und lebendig und seltsam schmierig.

Er sieht hinunter, sieht, was es ist: ein Ledergürtel, fast so breit wie seine Hand, wenn er die Finger spreizt. Der Gürtel ist hell wie Haut, er hat große Poren, auch ist das Leder nicht eben, sondern wellig und wie schlecht gegerbt, schwammig und ekel. Das alles sieht er, und dann fällt sein Blick auf das *Ding*, das da am Boden liegt und im Mondlicht grauenhaft sichtbar ist, ein großes, stinkendes Bündel aus Fell und Gliedmaßen, das sich windet und kreischt und langsam schwimmt, dann wieder fester wird, und jedes Mal sieht er weniger Fell, jedes Mal sieht er mehr Menschenhaut. Die Glieder des *Dings* verrenken sich wirr und knacken und verdrehen sich irr, und plötzlich wird aus einer Klaue eine Hand, die sich wie bei einem Fallsüchtigen verkrampft und aufreißt, wieder und wieder. Dann wird das Wälzen weniger, das *Ding* keucht laut und röchelnd, und da ist es kein *Ding* mehr, sondern ein Mann, der nackt vor ihm in der Ackerfurche auf dem Bauch liegt. Er zuckt noch immer, sein ganzer Körper wird davon geschüttelt, und er gibt irre Laute von sich, er lacht, heiser und gemein. Dann hat er sich ausgeschüttelt. Der Mann, der eben noch das *Ding* war, kichert nur noch irr.

„Wer hätt’s gedacht?“

Er dreht den Kopf zu Seite, pflügt mit dem Gesicht durch die Erde, sein gemeines Lächeln vermischt sich mit seinen verfilzten Haaren und den schwarzen Krumen um seinen Mund.

„Wer hätt’s gedacht?“

Sein Auge funkelt boshaft, als sein Blick Johannes trifft.

Dann plötzlich springt er auf, mit einem Satz ist er auf den Beinen und beginnt zu rennen, hetzt davon, schnell, wie von Sinnen rennt er stolpernd und hässlich lachend davon.

Johannes will rufen, He, bleib stehen, dein Gürtel!, denn den hält er ja noch in der Hand, und da ist ihm plötzlich, als ob es in dem Gürtel poche, und jetzt fängt er auch noch an, sich zu bewegen.

Leseprobe

Er will es von sich schleudern, das alte Stück Haut, und holt weit aus mit dem Arm, aber es will sich nicht fortwerfen lassen, es ist immer noch in seiner Hand, die sich um die Schnalle krampft und seinem Willen nicht mehr gehorcht.

Da schlingt sich das Ding wie von selbst um seine Mitte.

Dann wurde es Nacht in seinem Geist.

Johannes hat keine Erinnerungen mehr daran, was danach geschah, keine genauen, wenn ihn jemand fragte, dann könnte er es nicht beschreiben. Er weiß noch, dass plötzlich alles anders aussah und roch und sich verändert anfühlte. Und Schmerz. An den Schmerz könnte er sich erinnern, wenn er es versuchte, aber er tut es nicht, wenn er kann, weiß nur, dass es beim ersten Mal so schrecklich schmerzte, ein Aus-der-Haut-Fahren, ein Rädern und Zertrümmern, und alles Innere wurde nach außen gekehrt, aus ihm herausgerissen, wie von starken, geifernden Kiefern, dann wieder ausgespien und ins Gegenteil verkehrt. Und dann hatte ihn der Hunger überkommen.

Ach.

Er lief, das weiß er noch, er rannte, weit und wie wahnsinnig, mit seinen neuen Beinen, und er weiß, er schmeckte Blut in dieser Nacht, er, oder das, was er geworden war.

Dann war er aufgewacht, als er selbst, nicht weit von seinem Hof entfernt, und man hatte dort noch nicht einmal gemerkt, dass er gefehlt hatte. Er hätte nicht länger dort bleiben dürfen, auch wenn sein Herz an diesem Ort hing, er wusste das, aber er hatte es versucht. Er hätte es nicht versuchen dürfen, das wusste er bald, aber er konnte doch nichts dafür, was geschehen war, und wie hätte er wissen können, was noch geschehen sollte?

[...]

II: Zweige

Wolfsjagd I : 1621 :

Rennen, davonlaufen, schnell, sie sind hinter ihm her!
Die Hunde haben seine Witterung, seine Fährte, sind ihm auf der Spur,
hinter sich hört er sie durchs Gebüsch jagen, und er selbst hetzt durchs Unterholz,
hechelnd, seine Tierlunge fiept,
und die Hunde sind schnell,
und hinter ihnen die Männer,
Jacob, Matthes, Heinrich sind darunter,
sie wissen es nicht!
Sie schießen auf ihn!
(Und wenn sie es wüssten, würden sie dann nicht schießen?)
Recht haben sie, er würde sich doch selbst töten, wenn er es wüsste, einer von ihnen wäre.

[...]

Ein Kauz schreit, ein Hund bellt

Johannes schreckt aus dem Schlaf. Er richtet sich plötzlich auf, schaut sich beunruhigt um.
„Was ist los?“ Helena ist ebenfalls wach geworden. Sie stützt sich auf die Ellenbogen und sieht seinen Rücken, seinen Kopf, der sich erst nach links, dann nach rechts dreht. Johannes lauscht und gibt keine Antwort. Dann steht er auf, geht ans Fenster und sieht hinaus.
Jetzt fängt es wieder an, das Geräusch, das ihn geweckt hat. Unten auf dem Bordstein an der Ecke schräg gegenüber, wo die Straße sich gabelt, steht ein ockerfarbener Hund. Er bellt, laut und abgehackt und drohend.
Johannes sieht hinunter, der Hund kläfft kurzatmig zum Fenster hinauf. Im Licht der Straßenlaterne kann man seine bebenden Flanken erkennen.
Helena tritt neben Johannes und sieht ebenfalls hinaus. Der Hund ist schon ganz erschöpft, aber er hört nicht auf zu bellen. Um ihn her bleiben die Häuser dunkel.
„Hast du eine Ahnung, was das soll?“ Helenas Stimme klingt verschlafen.
„Nein. Vielleicht ist er allein. Oder er will zurück, weil er sich verlaufen hat.“
„Ich hatte immer geglaubt, Tiere seien nicht so dumm wie Menschen.“
Ein kurzes Schweigen.
„Aber vielleicht wären sie es gerne.“
Draußen schickt einer der Kirchtürme sein Glockengeläut über die Stadt. Es läutet viermal, dann verstummen die Glocken wieder, und mit ihnen auch der Hund. Helena zieht Johannes ins Bett zurück. „Komm, es ist vorbei. Lass uns wieder schlafen gehen.“

[...]

In Johannes Küche

Das Radio plärrte. Johannes hatte sich eine Tasse Tee aufgegossen und das Radio eingeschaltet. Erst hatte er gar nicht darauf geachtet, was dort gesprochen wurde, aber jetzt wurde er aufmerksam.

... Es wird nicht mehr lange dauern, bis der erste Wolf wieder einen Menschen anfällt ...

Es war eine Debatte über die Rückkehr des Wolfes und die Konsequenzen für Mensch und Tier. Johannes setzte sich an den Küchentisch und rührte konzentriert in seiner Tasse, während er den Radiostimmen zuhörte.

... Es gibt bei uns keinen Platz für Wölfe, die aus dem Osten zu uns kommen wollen. Die einwandern wollen ... Es ist zu dicht besiedelt, aber an manchen Orten schreckt das den Wolf nicht mehr. Er nutzt dann die Strukturen der Menschen, wenn sie nicht unterwegs sind ...

... Viele Menschen machen sich Sorgen, weil die Wölfe ihren Häusern und Siedlungen zu nahe kommen ...

... Wölfe sind ganz faszinierende Tiere, wenn man sie in Ruhe aus der Nähe sehen kann. Wölfe sind ein Leben lang treu, wenn sie den richtigen Partner gefunden haben. Ansonsten trennen sie sich wieder ... Sie haben 36 Gesichtsausdrücke ... einen Eckzahn freizuziehen bedeutet „lass mich in Ruhe“ ... Sie können bis zu zwei Wochen hungern oder auch zehn Kilo Fleisch auf einmal fressen ...

... Oder Waldkindergärten, haben Sie daran schon einmal gedacht? ...

... Schafe und Rinder werden bereits immer wieder gerissen ...

... und natürlich ist es fahrlässig zu behaupten, dass der Wolf ungefährlich wäre. Die öffentlichen Strukturen in Dörfern und kleinen Städten werden immer schwächer, und dann kommen nach und nach die Wölfe. Es wird gefährliche Begegnungen geben; dass der Wolf für uns Menschen ungefährlich ist, ist einfach eine Lüge ...

... im Moment sind noch nicht viele sichtbar, aber was, wenn es zu viele werden?

Der Tee hatte nun wohl lange genug gezogen. Johannes zog den Beutel aus der Tasse, presste ihn aus und legte ihn auf den Tisch. Auf dem Teebeutelkettikett las er einen klugen Spruch: „Wer liebt, hat keine Fragen.“ Diese unbeholfene Gegenwart.

Das Radio plärrte weiter.

... aber der Wolf gehört zur Biodiversität dazu. Das Problem ist der Mensch, der voreingenommen ist

...

... Sie haben doch keine Ahnung. Sind Sie aus der Stadt? Aus der Großstadt? Na bitte. Sie kennen Wölfe doch nur aus dem Fernseher. Mir reißen sie die Schafe unterm Hintern weg. Unsere kleine Heidschnuckenweide liegt sogar zwischen zwei Häusern, und die Wölfe sind nachts gekommen. Die sind über den Zaun gesprungen, schulterhoch war der, das müssen Sie sich mal vorstellen, und haben sechs von unseren acht Tieren gerissen. Im Bluttausch die Kehlen zerfetzt, anders kann man das nicht sagen. Wenn die einmal angefangen haben, kennen die kein Halten mehr. Nur getötet haben die, nicht einmal gefressen ...

... Tote Schafe, zu viele ...

... Sie haben Unterschriften gesammelt gegen den Wolf. Wie haben die Politiker darauf reagiert?

... Die wussten nicht, was sie sagen sollen. Bei uns, wo es halbwegs ländlich ist, sind die Politiker ja auch nicht alle auf den Kopf gefallen. Aber sie kriegen Druck von diesen Tierschützern. Und die haben wirklich keine Ahnung. Der Wolf soll wieder kommen, aber wir kriegen keine Unterstützung dabei, unsere Tiere zu schützen ...

... Ich sagte ja schon, wir wissen ja nicht mal, wie viele Wölfe unterwegs sind im Umkreis ...

... Dass der Wolf bei uns wieder heimisch ist, ist eine große Chance. Man kann nicht einfach sagen, diese Art von Tier brauchen wir nicht ...

... Eine Chance wofür denn? Wer den Wolf will, muss auch mit ihm leben. Und er muss schützen, was der Wolf holen könnte. Man kann sich nicht das Raubtier zurückwünschen und es dann nur mit Kreide

Leseprobe

füttern ...

... aber wenn die Tierschützer durchdrehen und die Politik nichts macht, dann müssen wir uns einfach irgendwann selbst helfen. Irgendwie ...

Johannes stand auf und drehte das Radio aus. Es war Zeit zu gehen. Helena wartete auf ihn.

III: Asche

[...]

Der Schäfer

Morgendämmerung. Es hat keinen Zweck mehr, den Schlaf herbeizuzwingen. Das Zimmer ist dunkel und ein wenig wüst, wie meistens. Helena liegt in der Mitte des Bettes auf dem Rücken, die eine Hand neben sich, die andere auf der Brust, die Augen mal geöffnet, mal geschlossen. Wie lange, kann sie nicht sagen, vielleicht ein paar Augenblicke, vielleicht ein paar Stunden. Sie will es nicht wissen. Das hieße, die Zeit auf ein Maß zu spannen, an dem sie ihr Wachsein würde anlegen müssen. Denn dann würde sie sich vielleicht sorgen, weil es an der Zeit wäre.

Johannes hätte, wenn alles mit rechten Dingen zugegangen wäre, neben ihr liegen müssen, als sie erwachte. Sie war aus ihrem einmal mehr wilden und verstörenden und unverständlichen Traum in das Wachsein gestürzt, in Erwartung seines Atems, seiner Haut und seiner Nähe. Aber sie ist immer noch allein. Er sollte zu ihrer Linken liegen, ruhig und gelöst, und sie wäre ihm ein paar Mal sanft durch die Haare gefahren, bevor der Schlaf sie wieder übermannt und dann erneut, etwas sanfter vielleicht, in seine Arme genommen hätte. Aber Johannes ist nicht da. Nun versucht sie sich so wenig wie möglich zu bewegen, so wenig wie möglich zu denken. Dann schläft sie vielleicht wieder ein, und der Schreck dauert nur einen Moment, und er ist dann vielleicht gleich wieder da; dann wird sie den Schlüssel im Schloss hören, und kurz darauf ein leises Poltern im Flur und vielleicht eine Stimme, die leise, fragend, ihren Namen sagt.

Sie liegt still und blickt in das Dunkel über sich. Aber er kommt nicht.

Also steht sie auf, wirft ein paar Sachen über, raus. Es reicht ihr. Sie wird noch einmal hinausgehen, auch wenn sie heute nicht weiß, wo sie suchen sollte. Aber wenigstens das: Der *Geruch* ist nicht da.

Draußen leere Straßen, wie jede Nacht. Blasses Laternenlicht, wie immer, und die Häuser haben sich, wie immer, in dunkles Grau gehüllt und bilden schweigende Gassen.

Wohin will sie nun eigentlich? Wieder zu Johannes, in die WG? Sich dort wieder lächerlich machen? Nein. Gott allein, ja, vielleicht weiß Gott, wo Johannes ist; sie glaubt zu wissen, dass er nicht zu Hause ist, und auch nicht im Machandel. Oder: an keinem Ort.

Helena bleibt noch einen Augenblick stehen und fühlt Kälte und die holprigen Steinplatten mit ihren großen Fugen unter den Füßen. Sie schaut hinunter auf ihre Schuhspitzen, die das Plattenmuster unterbrechen, und lässt ratlos die Schultern hängen.

Da erscheint am Ende der Straße ein gelbliches Leuchten, das sich langsam nähert, mit Klappern und Rattern kommt es auf sie zu. Wie ein tatttriger Lindwurm schiebt sich die Bahn durch die nächtliche Straße.

Helena muss nur ein paar Schritte gehen, dann steht sie an einem Schild, das einen Halt markiert. Die Bahn ruckelt fast in voller Länge an ihr vorbei, mit Zischen und Geklapper, helle Fenster ziehen vorüber, blenden und machen ihre Augen eng. Ein kleiner Ruck, dann steht die Bahn, die Falttür öffnet sich. Wer fährt um diese Zeit mit einer Straßenbahn? Nur eine müde Frau in diesem Wagen, mit beigem Mantel und gepudertem Gesicht. Den Kopf hat sie ans Fenster gelehnt, die Augen geschlossen, den Platz neben ihr versperrt ein Koffer, auf dem ruht ihre Hand. Helena sucht sich einen Platz. Sie hat nicht darauf geachtet, wohin

die Bahn fahren wird, und es ist ihr gleich – wo soll sie ihn suchen, wenn sie nicht weiß, wohin es ihn getrieben haben mag?

Sie selbst lehnt ihren Kopf ans Fenster, wie die Frau vor ihr. Schließt die Augen ein wenig, spürt das Rattern und Klappern, leichte Stöße lassen ihre Schläfe immer wieder gegen das Glas schlagen, es ist nicht angenehm, aber sie lässt es eine Weile geschehen. Wenn die Bahn hält, werden Stationen angesagt – es geht stadtauswärts. Die Frau vor ihr steigt schließlich aus, wuchtet angestrengt ihren Koffer aus dem Wagen. Vielleicht hat sie einen Termin, muss einen Flug erreichen. Im Profil sieht Helena das müde Gesicht und den blonden Dutt überm Mantelkragen. Die Frau sieht Helena nicht.

Als die Bahn an der Endstation hält, ist sie leer, bis auf Helena, die als Letzte übrig geblieben ist. Die Waggonen kommen zum Stehen und öffnen ihre Türen, alle auf einmal, mit einem nachdrücklichen Zischen. Helena steigt aus der Bahn. Hier ist sie noch nie gewesen, an diesem Ende der Stadt.

Ein Gleis, das aus der Stadt herausführt, und eins zurück. Die Anzeige ist leer. Wahrscheinlich wird nun lange keine Bahn mehr kommen. Über den Bahnsteig weht ein leiser, kalter Wind. Eine Treppe führt hinab in die Station. Helena steigt die Stufen hinunter, in der Mitte der Treppe, rechts und links von ihr, winden sich blassgrüne Ranken über die Wandfliesen nach unten, ranken von der Wand über den Boden hinweg, kreuzen und umschlingen sich vielfach, führen Helena vorbei an leeren Schaukästen und geschlossenen Schalterluken. Schließlich steht sie in der Tür, deren Türblätter fehlen; vor ihr liegt eine kleine Landstraße, die sich in beiden Richtungen im Nebel verliert. Zur Linken kann sie ein paar Gebäude ausmachen, aber die sagen ihr nichts, außer dass sie dort nichts finden wird.

Auf der anderen Seite wird die Straße von einem Graben begrenzt, und daran stößt ein Wald. Kahler, lockerer Laubwald, in dem noch ein Rest Nacht hängt. Helena verlässt das Stationsgebäude und überquert die Straße, bis sie am Rand des Grabens steht. Es ist nicht einfach zu erkennen, wie es weitergeht, ob es überhaupt weitergeht. Sie folgt dem Graben, der Straße, auf dem matschigen Dazwischen, ein paar Meter, will umkehren, besinnt sich und geht noch etwas weiter. Da findet sie, was sie gesucht hat; eine kleine Erdbrücke über den Graben, dann einen Wanderweg, der wegführt vom Bahnhof, in den Wald. Sie tritt auf den Weg und folgt ihm, zwischen Stämmen und Gesträuch hindurch.

Sie hat keine Angst, ihr ist wie im Traum.

Der Weg durch den Wald ist kurz, denn der Wald ist nur ein schmales Band, das die Straße von den Feldern trennt; er tritt zwischen den Bäumen hervor, öffnet sich zu einem Feldweg, der nach ein paar Metern in den Ackerfurchen verschwindet.

Der Weg ist zu Ende, aber Helena ist noch nicht am Ziel.

Über den Feldern und Wiesen dämmert es allmählich; auch ist der Nebel zurückgekommen. Dies hier ist Frühnebel, grau und träge; er wird nach und nach aufsteigen und zu zähem Hochnebel werden.

Was wollte sie hier noch? Eben wusste sie es noch genau, aber nun kann sie das, was sie eben noch, was sie hierher gezerrt hat, mit aller Macht, aber es ist verblasst, hängt in Fetzen, die sie nicht mehr fassen kann. Sie ist durch den Nebel gegangen, und alle Klarheit hat sich aufgelöst in blasse Schwaden. Sie weiß nur, sie muss weiter, weiter suchen, auch wenn sie nicht weiß, was. Oder wen.

Sie stapft über die Felder, bis es hell geworden ist.

Da steht, auf einen gewundenen Stab gestützt, ein Schäfer. Er trägt einen dunkelgrünen Wachsmantel. Darunter schauen Gummistiefel hervor, und darin die Beine einer Lodenhose. Über seinem Mantel trägt er, quer über der Schulter, einen Lederriemen mit Messingbeschlägen. Auf der Hüfte endet er in halbrunden Ringen, an denen wiederum kürzere, messingbeschlagene Riemen befestigt sind, die ein Dreieck bilden. Sein Gesicht wird von einem grauen Bart verdeckt, aber Helena sieht seine Augen, die sie hell anfunkteln.

Es wird ein Wanderschäfer sein, der da steht.

Helena bleibt stehen, der Schäfer sieht sie an. Er hat die Hände auf seinen Stock gestützt und ja, er scheint belustigt.

„Grüß Gott“, sagt er zu ihr. Was darauf erwidern? „Guten Morgen“ passt vielleicht am besten.

„Was suchst du hier so früh am Morgen?“

„Ich weiß es nicht.“ Sie sieht sich um, blickt zum Wald, über die leere Heide. „Nicht mehr.“

„Fürchtest du dich nicht, allein hier auf den Feldern?“

„Was gäbe es hier zu fürchten? Es ist doch kein Mensch in der Nähe.“

Der Schäfer verstummte, und nun lag etwas Prüfendes in seinem Blick. Er stieß seinen Stock ein paar Mal auf die Erde. Der Stock endete in einer spitzen Eisenkappe. Dann sprach er wieder.

„Ich hörte, die Menschen in der Stadt lebten in großer Furcht.“

„Das ist mir nicht neu.“

„Aber gibt es nicht eine neue Furcht? Vor etwas, das von draußen gekommen ist?“

Helena sieht sich noch einmal um, zieht die Stirn kraus, fühlt sich unbehaglich. „Ich weiß, dass die Menschen sich immerzu fürchten, wenn ihnen etwas begegnet, das nicht so ist wie sie.“

„Aber du fürchtest dich nicht? Bist du vielleicht gar kein Mensch?“ In den Blick des Schäfers ist das verschmutzte Funkeln zurückgekehrt; auch seine Stimme klingt amüsiert.

Helena lässt wieder den Blick schweifen. Auf der kahlen Heide steht ein hölzerner Wagen, mit zwei Rädern und einem halbrunden Dach, das über Tür und Deichsel ragt.

Weit und breit sind keine Schafe zu sehen, auch keine Hunde, wie sie es erwartet hätte. Der Schäfer sieht ihren Blick und deutet mit der Hand über das Feld. „Siehst du da hinten? Da sind sie. Meine Hunde passen auf sie auf.“ Im dichten Nebeldunst über den kargen Böden kann sie nun Bewegungen ausmachen, wie kleine Wolken, die sich durch einen verhangenen Himmel schieben.

„Du siehst, ich bin nicht allein. Ich werde gebraucht, muss aufpassen. Sie behüten.“

„Wovor musst du sie behüten?“

Der Schäfer antwortet nicht auf ihre Frage. Er hat sich abgewandt und geht mit schweren Schritten auf den Wagen zu.

„Komm mit, komm mit.“

Helena folgt ihm. Sie gehen auf etwas zu, das auf der Erde liegt, wie ein schlaffes Bündel. Als sie näher kommen, erkennt Helena, dass es ein verendetes Schaf ist, wobei – es ist nicht eigentlich verendet; es ist gerissen worden. Kehle und Körper sind mittig aufgebrochen und zerfetzt, das Fell des Schafes an vielen Stellen rostig rot von getrocknetem Blut. Es liegt auf der Seite. Schweigend gehen sie daran vorbei und betreten den Wohnwagen.

Helena ist kalt, sie fröstelt. Auch das dünne Kissen, auf dem sie sitzt, ist kühl, und die Holzbank drückt hart gegen ihr Sitzbein. Vor dem trüben Wohnwagenfenster hängen fadenscheinige Vorhänge.

Der Schäfer hat Tee aufgegossen und eine Tasse vor sie hingestellt, aus der es behaglich dampft, aber sie will sie nicht anrühren. Auch nicht das grobe Gebäck, das auf dem Tisch steht. Sich selbst hat der Schäfer eine Pfeife gestopft, die er nun bedächtig anzündet. Helena schaut sich um in diesem seltsamen Wagen. Da spürt sie, dass seine Augen auf ihr ruhen. „Du willst nichts nehmen?“ Noch ein Blick auf das, was da auf dem Tisch steht. Mit einem Mal sieht alles sehr verlockend aus, ein stechender Hunger durchfährt ihren Magen wie ein kurzer Krampf, und ihr ist auch von innen kalt. Etwas Warmes wäre jetzt nicht schlecht, sie will schon danach greifen, aber nein, sie schüttelt leicht den Kopf. Lässt die Hand wieder sinken.

„Ich verstehe. Das heißt, du willst bald wieder zurück. Gut.“

Eine Weile sitzen sie dort, schweigend. Der Schäfer pafft seine Pfeife, kleine Wölkchen steigen auf und hinterlassen bläuliche Schlieren in der kalten Luft.

Da klopft es an der Tür, dreimal, laut und heftig, aber der Schäfer öffnet nicht. Vielleicht hat er das Klopfen gar nicht gehört, und auch nicht das seltsame Schaben außen am Türblatt, das auf das Klopfen folgt, denn er rührt sich nicht, sondern sieht nur versonnen dem Pfeifenrauch nach. Wieder vergeht etwas Zeit.

Plötzlich hört man ein Heulen, das sich lang und schmerzvoll durch die Dämmerung zieht. Helena zuckt zusammen, aber sie versucht so unbewegt zu schauen wie nur möglich.

„Das wird wohl eine Eule sein. Was meinst du?“

Der Schäfer zieht an seiner Pfeife und sieht sie prüfend an.

Helena erwidert seinen Blick ohne zu blinzeln.

„Ja. Es war bestimmt nur eine Eule.“

Der Schäfer lehnt sich zurück und schmaucht seine Pfeife. Das Schweigen und der kalte Rauch hängen zwischen ihnen wie dichter Dunst.

Helena wird ungeduldig. „Warum sollte ich überhaupt mitkommen? Gibt es etwas, das ich wissen sollte?“

Der Schäfer streckt die Hand aus und schiebt den Vorhang ein wenig zur Seite, so dass er auf die karge Wiese rund um den Wagen sehen kann. Von ihrem Platz aus kann Helena nicht nach draußen sehen.

„Nichts“, sagt er, und sie weiß nicht, ob er auf ihre Frage antwortet oder ob er das Draußen meint. Dann lässt er den Vorhang wieder fallen.

„Kann ich jetzt also wieder gehen?“

Der Schäfer betrachtet Helena abschätzend. Dann steht er auf, greift nach der Tasse, die für sie bestimmt war, und schüttet den Tee mit brüskem Schwung in die Aluminiumspüle. „Ja, geh nur. Es gibt keinen Grund, warum ich dich aufhalten sollte. Den Menschen ist schwer zu raten. Aber ich will dir wenigstens etwas geben. Etwas, das dir vielleicht helfen kann. Du weißt ja vielleicht gar nicht, worauf du dich einlässt, Menschenkind.“

Er öffnet die Tür, die nach außen aufschwingt.

Fahles Licht fällt herein, und kalte Luft zieht um ihre Beine.

Er tritt nach draußen und ist einen Moment später wieder da, mit einem getrockneten Strauß in der Hand, lange Stängel und blaue Blüten, die bei jeder Bewegung rascheln und streuen und leicht zerbrechen könnten. Er hält ihn ihr hin, trocken und spröde sind die Stängel zwischen ihren Fingern. „Das ist Eisenhut. Vielleicht nützt er dir einmal. Vielleicht auch nicht. Vielleicht bist du dümmer, als du glaubst. Und nun solltest du gehen.“

Sie steht auf, tritt die Stufen von der Tür hinab. Dann sieht sie sich um, der Schäfer blickt ihr mit hellen Augen fest ins Gesicht.

„Du bist dem Tod auf den Fersen. Hüte dich.“

Dann schließt er die Tür.

[...]